

Abonnements-Preise:

in Paris:

Ein Jahr. . . . . 24 Francs.
Sechs Monate. . . . . 15 "
Drei Monate. . . . . 8 "

Auswärts:

Ein Jahr. . . . . 28 Francs.
Sechs Monate. . . . . 18 "
Drei Monate. . . . . 9 "

Insertionen: die Zeile à 50 Centimes.

Vorwärts!



Man abonniert:

für Paris:!

im Bureau central pour l'Allemagne, rue des Moulins, 32,

in den Departements: bei allen Postämtern und Messagerien; Deutschland, Schweiz, England: in allen Buchhandlungen;

Belgien:

bei den Messagerien;

Nord-Amerika:

bei den Herren Eichthal und Bernhardt, Spruce-Street, Nr. 3, in New-York.

Erscheint Mittwoch und Sonnabends.

(Sonnabend.)

Pariser Deutsche Zeitschrift.

(12. Oktober.)

Noch einmal die „Allgem. Zeitung.“

Die in Basel erscheinende „Schweizerische Nationalzeitung“ enthält folgenden Artikel, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen:

Die französische Presse hat der „Allg. Allgem. Zeitung“ wieder einmal einen schlechten Spaß gespielt. Die „Allgemeine“ ließ sich aus Paris von einem methodistischen Prediger schreiben, das kommunistisch-radikal-atheistische „Vorwärts“ sei von allen honnetten Menschen hier verhaßt, und die französischen Publizisten hätten dessen Redaktore, wie überhaupt die zu jener Parthei gehörenden hier wohnenden Deutschen mit Ekel von sich gestoßen. Zwei Tage nachdem dieses Blatt in Paris ankommt, erscheint im „National“ ein Artikel, worin er sich mit aller Wärme jener Deutschen annimmt, dasselbe thut die „Democratie pacifique“, dasselbe die „Revue de Paris.“ Ja, seitdem Ruge, Marr, Herwegh, Bernays hier sind, hat die französische Oppositionspresse, die legitimistische mit eingerechnet, jeder Zeit ihre Spalten zu deren Vertheidigung offen gehalten, und noch jüngst, wie Sie selbst erwähnten, war der „National“ der erste, der für Hrn. Bernays Parthei ergriff, als die Regierung ihn in Anklagezustand versetzte. Daß auch die dynastisch-konservative „la Presse“ namentlich für G. Herwegh austrat, nur nebenher. Was wird die „Allgem. Allgem. Zeitung“ nach solchen Handlungen, die sie offen und unmittelbar Lügen strafen, thun? Was sie immer thut! Sie lügt noch einmal, indem sie sich stellt, als hätte sie keine Kenntniß von den Vorfällen, die nicht in ihren Kram taugen. Die „A. A. Z.“ ist eine deutsche Hautkrankheit — wenn es einmal innen gesundet, dann schuppt es dieses Geschwür sicher mit am ersten ab. Demoralisirt, wie nur eine Zeitung der Welt, kann sie nur demoralisirend wirken. Sie ist gegen die Humanität, wo und wie sie sich findet, sie denuncirt trotz einem Pariser Mouchard; ihr Streben ist, die Gemeinheit zu monopolisiren, und wenn sie selbst im gemeinsten deutschen Wisch, der ihr in keiner Beziehung nachsteht, irgend einmal eine honnette Auserung findet, flugs ist sie dahinter her, bis das Blatt verboten ist. Exempla sunt odiosa. Ihre Politik in Bezug auf Frankreich ist die verächtlichste, die man haben kann: Bayerns und Preußens Königen zu Liebe, dem deutschen Volke zu Trug und Verderben, zieht sie Frankreich Tag für Tag in den Koth; ja sie vertheidigt England und Rußland, die ärgsten Feinde Deutschlands, Frankreich gegenüber! Und am Ende, statt froh zu sein, daß einmal wieder deutsche Schriftsteller in Paris wohnen, die von Frankreich geachtet werden, macht sie sich ein Geschäft daraus, diese zu beschimpfen, und lügt ihrem gläubigen Publikum vor, die französische Presse wäre gegen sie aufgetreten. Doch dem Katholischen werden alle Sünden vergeben! —

Die Redaktion des „Vorwärts“ kann diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne ihr Bedauern auszusprechen, daß sich die Redaktion des „Globe“ hat dazu gebrauchen lassen, bei Ge-

legenheit einer Reclame für den nach Berlin abgereiften Herrn A. v. Bornstedt das „Vorwärts“ anzugreifen und demselben Sachen zur Last zu legen, die durchaus unwahr sind. Diese Unwahrheiten hat sie in einem Schreiben an den „Globe“ bereits berichtet und widerlegt, und hofft Herr v. Bornstedt, der, wie der Corsaire-Satan in einer dito Reclame sagt, „im Namen des deutschen Zollvereins und der französisch-deutschen Allianz (!!!) nach Berlin berufen worden ist,“ werde künftig um sich weiß zu waschen, nicht die Leichtgläubigkeit und Unkenntniß deutscher Sprache der französischen Redaktionen benutzen, um Andere zu verschwärzen. Wir werden seiner Zeit auf diese Angelegenheit ausführlicher zurückkommen, und alle diese gegen das „Vorwärts“ gerichteten Umtriebe und Machinationen schonungslos aufdecken.

H. B.

Freiligrath.

Eine verfehlte geistige Bestimmung ist ein Unglück, das sich vergrößert nach dem Maaß der geistigen Kraft, die ihm zum Opfer wird; eine verfehlte Charakterbestimmung aber ist nicht bloß ein Unglück, sie ist auch eine Sünde. Wohlt dem, dessen Geist Raum und Leitung fand, um die Bahn seiner Bestimmung nicht zu verfehlen; Ehre dem, dessen Charakter Kraft und Festigkeit genug besaß, um sich nicht auf Wege zu verirren, auf denen seine ursprüngliche Gesinnung ihn zum Rückweg mahnen muß. Ehre aber auch Dem, der, durch getrübbten Blick auf den Irrweg geführt, die Mühe und Verdrüßlichkeit des Rückwegs nicht scheut, sobald er gefunden, daß die Gefahr einer Untreue gegen sich selbst und den bessern Geist ihn umschleicht. Wenn das Alles von Allen gilt, so gilt es in höherem Grade vom Dichter, denn im Dichter potenzirt sich das Böse wie das Gute des Menschen. Das Beispiel eines Nestes älterer Dichter hat bei uns Deutschen Zweifel darüber erregt, ob ein wahrer Dichter ein politischer sein könne. Mit der Zeit ist man so ziemlich zu der Überzeugung gelangt, daß ein wahrer Dichter bei uns ein politischer sein müsse. Wenn die Wehen und Bestrebungen unserer Zeit den Dichter nicht ergreifen sollen, so müssen wir Andern uns lebendig begraben lassen, so haben wir vollends kein Empfindungsvermögen mehr. Nach welcher Seite hin aber der Dichter unserer Zeit seine Töne soll erklingen lassen, das ist eben schon bedingt und entschieden durch die Theilnahme an dem Lebensprozeß der Zeit. Unter denen, welchen die Erkenntniß über unsre Zeit nach früherer Verleugnung aufgegangen und zu deren Herzen sie endlich den Schlüssel gefunden, müssen wir Freiligrath, den wiedererstandenen Freiligrath begrüßen. „Die Freiheit kann vergehn.“ Dies über Herwegh früher gesprochene Wort findet jetzt volle Anwendung auf Den, der es gesprochen, und die Freiheit steht so hoch, daß ihre Verzeihung nur ehren, keinen Stolz verletzen kann. Freiligraths

Loos, das früher einem verirren Schiff unter Klippen gleich, ist jetzt günstig entschieden und er hat jetzt wieder die offene See des freien Strebens vor sich. Möge er ein müthiger Segler sein, von Charakter so kühn und energisch, wie sich früher seine Phantasie gezeigt hat; — die in das lyrische und Phantasieleben hineinragende sociale Seite des Zeitlebens ist vielleicht der Boden, auf welchem Freiligraths künftige Lorbeern wachsen werden, wenn auch seine neueren Gedichte diesen Boden nur in vereinzelter Probe kultivirt haben. Doch wir gedenken nicht, ihm seinen Weg vorzuzeichnen: den wird der wahre Dichter ohne Leitung finden; einstweilen ist es genug, daß der Mensch und Mann in ihm die wahre Seite nach Außen gekehrt hat und dieserhalb mögen sich Tausende freuen, für den Dichter nicht minder als für das Volk, dem er angehört.

Bemühungen der deutschen Regierungen

zur Verbreitung nützlicher und guter Bücher.

Karlsruhe, 3. Okt. Unser Ministerium des Innern hat unterm Gestrigen nachstehende Bekanntmachung erlassen: „Der ehemalige großherzogl. bad. Hauptmann Möller wurde wegen Landesverraths durch oberhofgerichtliches Urtheil vom 26. Februar 1842 zu einjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, die er auch in dem Zuchthaus zu Bruchsal erstanden hat. Desgleichen wurde derselbe durch höchste Verfügung aus großherzogl. Staatsministerium vom 9. Juni 1842 in Folge obiger Verurtheilung, aus großherzogl. bad. Diensten entlassen und ihm Pension und Orden entzogen. Aus Rache wegen dieser wohlverdienten Straferkenntnisse hat nun Möller, nach längerem Aufenthalte in Frankreich, eine Schmähschrift aufgesetzt, die nicht nur die großherzogliche Familie und einzelne Glieder derselben zu verunglimpfen sucht, sondern auch die großherzogliche Regierung und alle öffentliche Zustände Badens auf's gemeinste herabzuwürdigen trachtet. Ja, Möller hat sich sogar erdreistet, sein schändliches Machwerk mehrfältig höchsten und hohen Orts zum Kaufe anzubieten, indem er gegen eine beträchtliche Summe die Handschrift ausfolgen und den Druck unterlassen wollte. Es versteht sich von selbst, daß ein solches niederträchtiges Anerbieten mit der gebührenden Verachtung behandelt worden ist. Aber gegen alle Erwartung (!) hat die Schmähschrift einen Drucker in der Person des Buchdruckers P. Barret in Mühlhausen gefunden und es wird in diesen Tagen der Versuch gemacht werden, sie in 6000 Exemplaren längs der Grenze unter dem nachstehenden Titel in das Großherzogthum einzuschmuggeln und abzusetzen: „Die modernen deutschen Constitutionen, den geheimen Wiener Conferenz-Beschlüssen gegenüber, als Beiträge zu den politischen Zuständen Deutschlands. Von einem deutschen Patrioten.“ — Obgleich nun diese Druckschrift ohne alle Bedeutung ist (Wirklich?) und von Jedermann als ein Ausfluß der Rache und Bosheit gehörig gewürdigt werdendürfte, so erachtet es das unterzeichnete Ministerium dessen ungeachtet für angemessen, alle Mittel aufzubieten, um dem verbrecherischen Treiben des Verfassers entgegen zu wirken. Es wird daher dem

Zollpersonal, der Gendarmerie und den übrigen Angestellten der Polizei eröffnet, daß eine angemessene Belohnung für die Beschlagnahme obiger Druckschrift oder für die Arretirung oder glaubhafte Ausmittlung und Anzeige ihrer Verbreiter oder für die Entdeckung und Anzeige einer Niederlage derselben ausgesetzt ist. Dabei bemerkt man dem sämmtlichen Aufsichtspersonal, daß die Druckschrift nach glaubhaften Anzeigen (!) in aller möglichen Weise, namentlich aber in kleinern Partien durch Boten oder einzelne Personen über den Rhein geschafft werden und zugleich Niederlagen in verschiedenen Grenzwirthshäusern stattfinden sollen, von wo aus der Verkauf heimlich geschehen könnte. Auch sollen einzelne kleine Buchhandlungen, Buchhändler und dergleichen mit dem Absatz beauftragt sein. Karlsruhe, den 2. Oktober 1844. Großherzoglich badisches Ministerium des Innern. Der Ministerialdirector: Eichrodt Quiffon."

Wie gut doch die badische Regierung von Allem unterrichtet ist, was in Frankreich vorgeht; — sollte das Budget des konstitutionellen Badens auch eine Ausgabenrubrik mit der Aufschrift: „Geheime Polizei im Auslande“ haben? Eines zeigt die Ministerial-Verordnung, man hat fürchterliche Angst, — eine kluge Regierung aber sollte nie zeigen, daß sie Angst hat. In Preußen ist eine ähnliche Verordnung gegen Freitigrath: „Neueste Gedichte“ erlassen worden, in Köln war die ganze Polizei auf den Beinen und confiscirte alle Exemplare. Daß doch auch Freitigrath die königl. preuß. Pension zurückgeben und wieder unabhängig werden mußte, das ist ein schlimmer Streich, für alle die Herrn Hofräthe, die in ihm schon ihren künftigen Collegen à la Dingelstedt sahen. — Wahrscheinlich wird Seine neues Gedicht: „Deutschland ein Wintermärchen“ auch auf ähnliche Art von der preussischen Regierung empfohlen werden. Gott geb's!

**Vermischtes.**

Was den Angriff auf den König von Preußen betrifft, so muß ich doch Ihre Leser mit einer sonderbaren Prophezeiung bekannt machen. Im Jahre 1308 lebte im Kloster Lehnin in der Mark ein Mönch, der in den Sternen zu lesen behauptete und denn namentlich das Schicksal des Hauses Hohenzollern, das jetzt Preußen beherrscht, voraussagte. Das lateinische Gedicht, worin er diese Prophezeiung faßte, erschien erstmals gedruckt im siebenzehnten Jahrhundert. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges ward es auf österreichische Kosten, um Preußen einen Torg zu thun, abermals gedruckt, und wiederum im Jahr 1807, zum Trost nach der Schlacht von Jena. Es finden sich diese Ausgaben in jeder großen öffentlichen Bibliothek: die von 1807 habe ich selbst gesehen. Das ganze Gedicht ist vielleicht zu groß, um es hier mitzutheilen, obwohl seine Übereinstimmung mit den wirklichen Schicksalen des Hauses Zollern in der That merkwürdig ist: ich beschränke mich darauf, den Schluß, so weit er Friedrich II. und seine Nachfolger betrifft, hier mit Bemerkungen wiederzugeben:

Mox juvenis fremit, dum magna puerpera gemit.  
Sed quis turbatum poterit refingere statum!  
Vexillum tanget, sed fata erudelia planget.  
Plantibus hic austris vitam vult credere claustris.  
Qui sequitur, pravos imitatus pessimus avos.  
Non robor menti, non ad-unt numina genti.  
Cujus opem petit, contrarius hic sibi stetit.  
Et perit in undis, qui miscet summe profundis.  
Natus florebit, quod non sperasset, habebit.  
Sed populus tristis flebit temporibus istis.  
Nam sortis mirae videntur fata venire.  
Et princeps nescit, quod nova potentia crescit.  
Tandem sceptrum gerit, qui stemmatis ultimus erit.  
Israel infandum scelus audet morte piandum.  
Et pastor regem recipit, Germania regem.

Zu Deutsch etwa:

Bald knirscht jetzt ein Jüngling, während eine große Frau seufzt.  
Wer wird den zerrütteten Staat wieder befestigen können!  
Er wird die Fahne ergreifen, aber harte Schicksale leiden.

Während es so stürmt, will er das Leben in Schränke verschließen \*).  
Sein Nachfolger wird an Verderbtheit die schlechtesten seiner Vorfahren nachahmen.  
Seinem Geist fehlt die Stärke, seinem Volke die Führung.  
Dessen Hilfe er sucht, der war ihm entgegen gestanden.  
Im Wasser wird er, der das Höchste und das Gemeinste zusammenwarf, untergeben \*\*).  
Seinem Sohn wird es gut werden, er wird mehr, als er hoffen konnte, gewinnen.  
Das Volk aber wird traurig weinen in jenen Tagen.  
Denn wunderbare Schicksale werden sich ankündigen.  
Und der Fürst weiß nicht, daß eine neue Macht heranzwächst \*\*\*).  
Endlich wird den Scepter führen der Letzte des Stammes.  
Das Volk wird ein unglaubliches, todeswürdiges Verbrechen wagen.  
Dann erhält der Hirt seine Heerde wieder, Deutschland seinen König \*\*\*\*).

Wären die Argernisse im politischen Leben Deutschlands Sechsbäner und ich also ein Millionär, so würde ich einen Preis von 100 000 fl. aussetzen für gründliche Beantwortung der Frage, was schamloser ist: 1) daß die österreichische Polizei, die der Post anvertrauten Briefe nach Gutdünken nicht nur erbricht, sondern seit den böhmischen Unruhen sich, wahrscheinlich weil es zu viele werden, die Mühe der Verheimlichung erspart und die Briefe mit dem k. k. Amtssiegel wieder verschließt; oder 2) daß die bezahlte preussische Presse erklären muß, die Weberausstände seien durch die liberalen Zeitungen veranlaßt worden, oder 3) daß der Herzog von Nassau die Prügelstrafe bei seinem Militär eingeführt hat.

Es ist freilich schon lange kein Geheimniß mehr, daß Österreich das Briefgeheimniß verlegt. Aber so methodisch, so mit einem Anspruch auf staatsrechtliche Geltung die Sache zu betreiben, so die Mißachtung des bürgerlichen Eigenthums als Regierungsmaxime auszusprechen, in einer Zeit, wo Österreich mehr als je auf der Hut sein sollte vor unvollständigen Praktiken, das kann nur einer Politik beigegeben, die unter altersschwachen Händen zur Polizei herabgesunken ist, die statt mit großen schöpferischen Gedanken, sich nur noch mit Versteckung und Spionen zu helfen weiß. Meine Ansichten über Österreich kennen Sie: ich sehe im Geiste schon die Leichenbitter aus Berlin und München ihren Trauerflor rüsten. Die lachenden Erben die!

Die schlesischen und böhmischen Weber sollen durch die Zeitungen verheßt worden sein. Als ob so ein armer Schucker, der oft nicht einmal das Salz zu seinen Kartoffeln erschwingen kann, der von Tagesanbruch bis gegen Mitternacht frohnen muß, Zeit und Geld hätte, Zeitungen zu lesen! Lie Verdä die liegt zu offen am Tag! Freilich will man im christlich-germanischen Staat auch nicht zugeben, daß er trotz allem Christenthum Unterthanen verhungern läßt! Und nun soll die Presse den Hunger gemacht haben! Da steht dieser gutmüthige Hammel, die deutsche Presse und trinkt an dem schmalen Wächlein, das aus der herrschaftlichen Domäne Politik abläuft, und

\*) Der Jüngling ist Friedrich II., die große Frau Maria Theresia. Das Verschließen des Lebens in Schränke bezieht sich wohl auf die Organisation des unerträglichen Despotismus und der Bureaucratie.

\*\*) Friedrich Wilhelm II., bekanntlich einer der elendesten Regenten, zugleich bigott und liederlich. Er allirte sich mit Preußens altem Feinde, Oesterreich, gegen die Franzosen. Starb an der Brustwassersucht.

\*\*\*) Friedrich Wilhelm III. Konnte er nach den fürchterlichen Folgen der Schlacht von Jena ahnen, daß er sein Land nicht nur wieder so vollständig, sondern auch mit so reichen Zugaben, wie es später geschah, erhalten werde? Bekanntlich war er ein sehr beschränkter Kopf, der keine Idee hatte von den Forderungen der neuen Zeit, überhaupt von der Macht des Geistes.

\*\*\*\*) Der Letzte des Stammes wäre der jetzige, kinderlose König Friedrich Wilhelm IV. Wir müssen es der Zukunft anheimgeben, ob und wie weit sie den Schluß dieser Prophezeiung des Mönchs Hermannus zu Schanden machen will. Aber ein merkwürdiges Zusammentreffen der Prophezeiung mit den bisherigen Schicksalen des Hauses Brandenburg läßt sich keinesfalls läugnen.

da oben steht der gleißende Wolf und behauptet, der Hammel habe ihm das Wasser getrübt! Ach, wenn wir's könnten, wie gerne sollte es geschehen!

Daß der Herzog von Nassau, Eidam des Kaisers Nikolaus geworden, die Prügel für die nassauischen Truppen eingeführt hat, beweist viel guten Willen und ist eine sinnige Gewähr der von den getreuen Bürgern bei der Vermählungsfeier geäußerten Wünsche. Denn haben sich diese Schlingel nicht in russische Uniformen gesteckt. Auf russische Rücken russische Prügel!

Überhaupt aber ist der Despotismus in den deutschen Kleinstaaten noch viel unerträglicher, als in den größern, weil dort die Fürsten so gar häufig mit dem Publikum unmittelbar in Berührung kommen und denn ihre gereizte Persönlichkeit mit ins Spiel bringen. Das Fürstenthum Anhalt-Bernburg hat das Glück, unter einem blödsinnigen Fürsten zu stehen, der als Kreisverwalter, als Justizrath, ja als Polizeidiener völlig untauglich wäre, aber weil er sein Amt von Gottes Gnaden erbielt, das Recht über Land und Leute, über Leben und Tod hat, kurz unumschränkter Monarch ist. Einmal lief er in der Geschichte Napoleons, wie dieser einen Soldaten, weil er ihm den von einer Kanonenkugel entrissenen Hut, während Alles vor Schrecken erstarrt war, kaltblütig überreichte, mit den Worten befohl: „Danke, Kapitän!“ Da sieht Herzog Alexander eine große Bewegung. Er reißt das Fenster auf und schleudert seinen Hut hinunter. Die Schildwache sieht herauf und schweigt. Der Herzog wartet eine Weile; dann ruft er: Dummkopf, den Hut heraufbringen! Der Soldat läßt sich ablösen und erscheint. „Danke, Kapitän!“ antwortet der Fürst. Der Soldat macht große Augen und denkt, es ist ein gnädiger Spaß. Mit nichten, der Fürst läßt ihm auf der Stelle sein Patent ausfertigen und weil der Bursche zum Offizier ganz untauglich ist, versorgt man ihn mit einem Försterdienst.

Ein ziemlich naher Geistesverwandter des Herzogs von Anhalt-Bernburg ist der Großherzog von Sachsen-Weimar, der ja bekanntlich einem nach Amerika reisenden Gelehrten den angelegentlichen Auftrag mitgab, unter der dortigen deutschen Bevölkerung Namen aufzusuchen, die auf Leben ausgehen, von denen der Großherzog schon eine recht hübsche Sammlung beisammen habe. Eines Tags tritt er in sein Kabinet und findet seinen Kammerdiener vornehm ausgestreckt im Hauteuit liegen. „Was, Kerl! fährt er ihn an, wie kannst Du Dich unterstehen! Ich glaube gar, Du bildest Dir ein, der Großherzog zu sein? — Dumm genug wärst Du dazu!“

Einer der ärgsten Tyrannen ist der allerdurchlauchtigste großmächtigste Fürst Heinrich der zweiundsiebenzigste von Neuf-Schleiz-Lobenstein-Ebersdorf, Mitregent von Gera. Mit Czar Nikolaus hat er das gemein, daß er mit Blieseschnelle seine Staaten zu durchfliegen liebt, dort Extrapost, hier Reitpferde bestellt, aber plötzlich hinter einem andren Acker zum Vorschein kommt. Eine besondere Steuerbeschwerde ist seine Garderobe, indem er die unumschränkte Herrschermacht durch eine sehr reiche Auswahl von Röcken und Hosen darzutagen strebt, in dem Maße, daß, wenn er promenirt, einer der Bedienten einen zweiten Rock und Hut nachtragen muß, damit er wechseln kann. Dieser Heinrich der zweiundsiebenzigste ritt einmal von seinem Schloß nach Gera, als ihn plötzlich aus dem tiefen Nachdenken über die Wohlfahrt seiner Reiche ein Schuß aufschreckte. Es war kurze Zeit nach der Posener Schußgeschichte: offenbar ein Versuch des Neuchelmonds. Spornstreichs jagt der Fürst nach Gera; heiße Dankgebete steigen zum Himmel empor für den wunderbar geretteten Landesvater: dieser aber läßt atsbald eine bis tief in die Nacht dauernde, leider erfolglose Streife anordnen. Wahrscheinlich war der Thäter schon hinter einen der nächsten Büsche, über die Grenze, gegangen. Doch wie, am andern Tage entdeckte es sich, daß ein Knabe auf einem Kartoffelfelde einen Schwärmer in die Erde gesteckt und angezündet hatte, während zufällig eben der Fürst in der Nähe ritt. Der Urheber dieses nicht sehr entfernten Versuchs zum

Hochverrathe ward in Anbetracht seiner Jugend mit einem ernstern väterlichen Verweise begnadigt.

Und da gehen nun die guten deutschen Staatsdiener her und wollen sich über die Souveränität der Schweizerkantonen lustig machen. Kein Zweifel, daß sehr viel Lächerliches mitunterläuft; aber es scheint nur deswegen verhältnißmäßig viel, weil dort die Öffentlichkeit sich sogleich aller Einzelheiten bemächtigt, während ganz Deutschland, zumal aber dessen kleinere Fürstenthümern ein Gefstrüpp bilden, wo nur selten die Art der Wahrheit einen Weg eröffnet. Wie es im Innern von Neuch-Greiz-Lobenstein oder im Ländchen Vaduz aussteht, davon weiß man im übrigen Deutschland beinahe so wenig, als vom innern Afrika. Publizisten können dorthin wahre Entdeckungsfreisen machen; sie werden noch manches Stück vorfindstüthliche Schöpfung finden.

## Brief eines angefahrenen Deutschen in New-York.

(Wörtlicher Auszug.)

Das gewöhnliche Leben und die Geschäfte dahier sind sehr verschieden von denen in Europa. Die Bezahlung ist weit stärker, allein um bestehen zu können, muß man englisch verstehen. Die Miete ist theurer als bei uns. Ich bezahle 2 Dollars, das sind 7 Schweizerfranken 2 Baten, für die Woche; die Nahrung und Kleidung sind nicht so theuer, denn man lebt sehr gut für 2 1/4 Dollars die Woche. Ich als Uhrmacher verdiene 12—15 Dollars in der Woche. Eine Magd erhält 6—8 Dollars den Monat. Ein guter Arbeiter 5—6 Dollars die Woche. Man sieht viele Arbeiterinnen in Seiden gekleidet. Überhaupt ist nichts, das den „Herrn Arbeiter“ vom Künstler unterscheidet. Die Frauen werden besser behandelt als bei uns. Um zu heirathen hat man keine Papiere, keinen öffentlichen Ausruf in der Kirche oder so etwas nöthig, sondern man geht nur mit zwei Zeugen zu einem Geistlichen und verlangt die Einsegnung. In derjenigen Umgegend von New-York, die ich kenne, ist ein uneheliches Kind eine Seltenheit, obgleich es doch viele rohe und wüste Menschen gibt, die täglich aus allen Ländern in hiesigem Hafen anlanden. Man achtet die Personen und das Eigenthum der Personen sehr; überhaupt ist der Verkehr unter einander viel ruhiger und angenehmer als bei uns, was eine Folge der Freiheit ist; denn ein Jeder achtet in seinem Mitbürger jene Freiheit, die er selbst besitzt. Mit vielen öffentlichen Geschäften ist es aber etwas anders. Wer ein Geschäft treiben will, muß Bürger sein; um solches zu können, muß er fünf Jahre wohnhaft sein, doch ist dies nicht für alle Geschäfte nöthig.

Man hat keine Papiere und keinen Paß nöthig, und demungeachtet hat man eine weit bessere Polizei als bei uns.

Die Stadt ist in 5 Viertel abgetheilt, und in jedem gibt es einen Arzt, Apotheker und Spitaler für die Armen. Man fragt nie beim Eintritt wer der Kranke sei, woher er komme &c., sondern es genügt, daß er leidet, um ihn als Menschen auch menschlich zu behandeln. Die Straßen sind sehr breit mit breiten Fußwegen und diese mit Bäumen besetzt. Zu jeder Stunde geht ein Dampfboot und ein Dampfswagen ab, womit man für 7 Kreuzer drei Stunden Wegs machen kann.

Es gibt sehr viele Neger, die ihre eigene Schule und Kirche haben; sie sind keine Sklaven, allein sehr arm und verachtet. Sie sind ausgeschlossen von allen öffentlichen Diensten und verheirathen sich nicht mit den Weißen, wenigstens gibt es seit vielen Jahren nur ein einziges Beispiel davon. — Einem deutschen Prediger, der den gemischten Ehen mit Negern und Weißen das Wort redete, wurde seine Wohnung zerstört und er mußte sich flüchten. — Lebe wohl.

Wenn man diesen Brief gelesen, so erstaunt man billiger Weise über die amerikanische Glückseligkeit und Verblendung. Es ist bekannt, je weniger von den ätern europäischen Einrichtungen ein junger Staat an sich haben hat, desto hochmüthiger blickt er hinab auf das müde arbeitete, schon Jahrtausende lang nach Glück suchende Europa. Von den vierzigtausend Deutschen, die durch-

schnittlich alle Jahre nach den Vereinigten Staaten hinüberpilgern, werden die Mehrsten durch die demokratischen Vortheile überrascht, und nachdem sie nur einige Zeit sich an das neue Land gewöhnt, wissen sie nicht genug es zu preisen, und werden blind gegen seine Gebrechen und Verbrechen. Namentlich der Deutsche bindet sich schnell und gern an ein „fremdes Vaterland,“ wie er zu sagen pflegt. Er hat ja kein einheimisches Vaterland, worauf er mit Freuden zurückschauen könnte; kein mächtiges Reich des Deutschthums bietet seinen hin- und herschweifenden politischen Gefühlen Gegenstand und Mittelpunkt dar. Wie so? Diese Frage ist unnütz, wie die Million anderer Fragen, die alle: „Warum ist der Himmel blau?“ oder: „Warum ist das Feuer heiß und das Wasser naß?“ lauten; die Antwort ist immer dieselbe: „Weil es die Natur, der Charakter des germanischen Himmels so und nicht anders mit sich gebracht hat. Der Deutsche hat wenig Nationalgefühl, ist ein sehr schlechter politischer oder Staatsbürger von je gewesen, und nichts Erbauliches, in der That, gibt es, als die hohlen Phrasen der Deutschthümer, der Franzosenfresser, der Gemüthlichen, der Turner und Keuschen, und wie ihre mannigfachen Zweige zu nennen sein mögen; nichts irrthümlicher als ihre dreiste, aus der Luft gegriffene Behauptung: „Deutschland habe politische Anlagen.“ Mögen die guten Deutschthümer endlich ohne Vorurtheil die von ihnen hochgepriesene „Geschichte der Deutschen“ (von ihrem langweiligen Abgott Menzel geschrieben) durchblättern, so wird ihnen selbst aus diesem Buche klar werden: daß selten eine Nation so geringes Talent, so wenig Sinn und Interesse für Nationalität, Landesruhm, Reichseinheit, Landkartengröße u. s. w. gezeigt hat wie die Deutschen. Ob sie in der gewaltigen Gährung, die seit 1789 Europa ergriffen, auch ihrerseits noch in der Geschwindigkeit, bevor der ganze alte Plunder zerfällt, ein politisches Reich aufbauen werden, um gleichsam nachzuholen was sie seit dem Jahre Zwölfhundert versäumt — mag dahin gestellt bleiben. Möglich ist es allerdings, doch was vermag fortan noch die Politik und die Religion gegen die Menschheit und Menschlichkeit? Was vermag wohl ein Deutschthum gegen das Menschthum? Nichts; und das Bewußtsein dieser Wahrheit hat bekanntlich schon seit ertlichen Jahren angefangen in Deutschlands verschiedene Klassen einzudringen.

Socialist, Communist wird der Deutsche werden mit Leib und Seele, gründlich und genial; seine ganze Natur wird sich selbst wieder gefunden haben, und dem Einzelnen wie der Gesamtheit wird wohl werden, wie ihm noch niemals gewesen ist so lange es Deutsche gibt. Denn gibt man dem Germanen das politische Wesen zum Arbeitsfelde, so seufzt er unverhohlen nach dem gemüthlichen Heerde, nach dem Familienkreise; kaum aber hat er sich in diesen eingeschlossen, so wird er gefühllos für das politische Leben da draußen, während sein Familienleben selbst entartet. Wir Alle sind darin ja nur zu sehr theilhaftig; wir kennen diese zweischwächliche Stendigkeit der Deutschen, während andere Nationen von Natur sich leichter mit dem Widerspruch zwischen Staat und Heerd abfinden. Wir Alle, wollten wir aufrichtig sein, müßten stehen, durch diesen Quatismus durch und durch verwirrt und verberbt zu sein, und in der That, nur der Denkende, nur der Fühlende, nur der Communist hat das Recht, indem er an der Menschheit nicht verzweifelt, auch Deutschlands Söhne in der Zukunft für gerettet zu halten.

Im germanischen Wesen liegt der Zug des Wanderns; und dieser mag als gutes Anzeichen des allgemein menschheitlichen Verhaltens des Germanenthums begrüßt werden. Deutsche strömen nach Amerika um dort leichter ihre Lebensbedürfnisse zu finden als hier; sie lassen die Tyrannen daheim fortwüthen, und kümmern sich um das Geburtsland nur noch bei Gastmählern oder bei Gelegenheit einer Geldkollekte für einen heimischen politischen Gefangenen, einer Kollekte, die unsers Wissens jetzt zum erstenmale geschah so lange Amerika besteht. Es ist vernünftigerweise nicht von nüchternen Leuten mehr zu verlangen, und nüchtern sind die Germanen, wenn sie nicht phantasiren, denn einen Mittelweg kennen sie nicht.

Aber diese prosaische gedrückte Anschauung des Lebens,

wie sie sich in dem angeführten Briefe ausdrückt, der sich wirklich nur um Miete, Geld und Löhnung dreht, ist das traurige Gegenstück des Luxus, der hoch einberfährt und ohne den der moderne politische Staat nicht ausdauern könnte, ohne aufzuheben ein Staatswesen zu sein.

Daß die Arbeiterinnen New-Yorks seidene Röcke tragen und nicht mit deutscher oder englischer Grobheit behandelt werden, ist allerdings ein Fortschritt der Sitten Amerika's.

Die Seltenheit der unehelichen Kinder rührt daher, daß die Ehen möglichst erleichtert sind; wenigstens die Schließung.

Die anständige Ungezungenheit des Verkehrs — wer wollte so blind sein, sie nicht zu loben und Amerika deshalb zu beglückwünschen?

Da schlägt die Münze um und zeigt die Rückseite: Daß gegen die Neger, Verachtung der Menschenrechte in ihnen, Wuthausfälle gegen die Beschüger derselben und Hochachtung des Eigenthums, Heiligkeit des Mammon, Heiligkeit des Eigennuges; denn Eigenthum ist ja nur die äußere Form des Eigennuges und verhalten sich wie Wort und Gefühl, wie That und Wort, oder That und Gefühl; Eigenthum ist der sichtbar, fühlbar, hörbar, riechbar, schmeckbar gewordene Eigennug. Wie der weiße Amerikaner die Menschenrechte für sich allein beanspricht, so erhebt er unter diesen das des Besitzes, das Recht des Egoismus, auf die Spitze, und feiert dem Eigenthume zu Ehren die mordgierige Konkurrenz, diese Pyjagd des Menschthums, als die wahrhaftige Unabhängigkeit „des freien Mannes.“

Möge der gute Uhrmacher bald enttäuscht werden und alsdann diese Grundsätze, die Europa, das alte, dem jugendlichen Amerika zuwendet, eifrig verbreiten. Der Boden ist bereit; schon wuchert das Stend furchtbar unter dem Banner der Republik, und die Arbeiterin in Seide wird wohl bald in Leinwand gekleidet sein. [Es geht Alles rasch in Amerika.

## Christlich-Zürcher Staatsweisheit.

(Brief eines Schauspielers aus der Schweiz.)

Im Juni erhielt einer unserer Bekannten einen Brief aus der Schweiz, der unter andern auch Näheres über Wilhelm Weitling's Behandlung berichtete, dessen Mittheilung jedoch nicht eher geschehen konnte, da dieser Schriftsteller sich selbst bisher noch nicht in persönlicher Sicherheit befand. Jetzt ist bekanntlich für ihn nichts mehr zu befürchten.

Zürich den 15. Juni 1844. — Ich bin aus Deutschland nach der Schweiz gekommen, — nach der Schweiz, in der Alles göttlich ist, — nur der Geist des Menschen nicht! Wollte Gott sein verlorenes Ebenbild wieder finden, er würde es hier so wenig finden, wie in Deutschland, — ja noch viel weniger! Philister hier, Philister dort! Wehe mir!

Ich bin versucht die ausgezeichnete Erbärmlichkeit des schweizerischen Nationalcharacters auf Rechnung des Einflusses der modernen republikanischen Staatsformen zu setzen. Ich habe nichts gegen die Volksherrschaft, — aber es muß die Herrschaft eines von den Banden der Bornirtheit und des Privatinteresses befreiten Volks sein. Das Privatinteresse, das jämmerliche, mit Sorgen beladene, macht Philister. Der Philister aber soll nicht herrschen, sondern zum wahren Menschen gemacht werden, sonst wird man dieser widerwärtigen Klasse niemals los. O! es ist nicht zum Ansehen! Alles trägt hier einen unverschämten helvetischen hasstarrigen Bopf im Nacken, der Konservative so gut wie der Radikale; — Alles ist Krämerseele, vom Professor bis zum Schulknaben, vom Gastwirth bis zum „Führer im Gebirge“ herab. Nirgends ein Interesse für die großen Angelegenheiten des Geistes und der Menschheit. Ich könnte davon erzählen. Was diese unerquickliche Wirthschaft völlig unerträglich machen muß, ist ein lächerlicher, durch Schulmeister und Freischützen gepflegter, die Eitelkeit eigelnder, dem dummen Hochmuth des Vorurtheils nährender Ahnenstolz „von wegen der biedern Altvordern.“ O Schweizervolk! was gehen Euch diese Altvordern an, diese rohen Naturmen-

chen, die ihre Heerden auf den Allemannischen Allmen herumtrieben; diese harten, einfachen, frommgläubigen Leute, die zwar weit entfernt waren den Pfaffen Jesuitencollegien zu bauen, wie die heutigen Schwyger, aber ihre Pfaffen beim Arm nahmen, wenn sie nicht Messe lesen wollten, oder sie aus dem Lande jagten, wenn sie mit dem Kirchenbanne zu drohen wagten. Laßt ruhen die Todten. Jene uralte Freiheit war die der naiven Kindheit und heute thut eine neue noth.

Doch wohin gerathe ich in meiner Bitterkeit? O! ich bin recht zornig, — denn es ist wieder eine recht elende Geschichte in der „freien Schweiz“ passiert, ein Skandal, betitelt: „Die Auslieferung“ oder vielmehr die „Hinüberspielung“ Weitlings, des talentvollen, braven, interessanten Proletariers aus den Händen Bluntschlis in die Hände der Preußen.

Sie kennen doch die Leidensgeschichte dieses jungen Mannes? Er wurde in Zürich verhaftet, weil er ein „Evangelium der armen Sünder“ wollte drucken lassen; ein Buch, welches mit den Worten beginnt: „Guch schenke ich dieses Evangelium, arme Sünder und Sünderinnen: macht ein Evangelium der Freiheit daraus!“ Er wollte sein Werk auf Subscription herausgeben; er hatte zu dem Ende eine Einladungsliste, auf der die Kapitel-Überschriften des Buchs zu lesen waren, in Umlauf setzen lassen. Solche Überschriften waren: „Christus verwirft das Privateigenthum; Christus verdammt den Reichthum,“ u. s. w. Die geistlichen Behörden denuncirten den weltlichen alsbald die Gotteslästerlichkeit dieser Liste. Gleichwohl zirkulirte sie 3 bis 4 Wochen ungehindert im Kanton Zürich. Was aber that der Christ Bluntschli unterdessen? Ließ er Weitling kommen, um ihm die Herausgabe seines Buchs abzurathen, ließ er die gotteslästerliche Subscriptionliste confisciren? O nein! er ließ Weitling gewähren, das Buch sollte erst gedruckt werden, um dann ihm und seinem verhafteten Verleger (Hess) durch Confiscation der ganzen Auflage einen desto empfindlicheren Schlag zu versetzen. Erst als die christlichen Männer vernahmen, daß Weitling den Druck seines Buchs einstellen und Zürich verlassen wollte, erst da fielen sie über ihn her, confiscirten seine Privatbriefe, druckten sie und fingen den Communistenlärm an.

Und was sagten die schweizerischen Radikalen zu alledem? O! diese bornirten Nationalzöpfe fanden es ganz „in der Ordnung,“ daß dem „fremdem Chaib“ so mitgespielt wurde. Der „Republikaner,“ das einzige Blatt das sich Weitlings annahm, wurde damals von Deutschen redigirt und geschrieben.

Weitling wurde der Gotteslästerung und des Angriffs auf das Eigenthum angeklagt — und deshalb von der ersten Instanz zu 4 Monaten Gefängniß, Tragung der Kosten u. s. w. verurtheilt. Er appellirte an das Obergericht und wurde von diesem, zwar nicht wegen Gotteslästerung, sondern wegen Aufreizung zum Aufruhr und Uebertretung des Fremdengesetzes zu 6 Monaten Gefängniß und zu Ausweisung aus der Eidgenossenschaft verurtheilt.

Als der 24. Mai, der Endtermin der Strafzeit, heranrückte, mußten seine Freunde und er selber daran denken, was nun aus ihm werden sollte. Weitling wäre gern nach England gegangen. Da sich aber die Züricher Behörden durchaus nicht geneigt zeigten, ihm die Erreichung dieses Wunsches irgend zu erleichtern, so entschloß er sich einer Auswanderungsgesellschaft beizutreten, die am 1. Juni von Araru aus, unter Leitung des trefflichen Bürgers Dietsch, eines Würstenbinders, nach Amerika gehen wollte, um dort eine kommunistische Colonie zu gründen. Dietsch hatte sich erbotten Weitling auf seine Kosten unentgeltlich mitzunehmen, und sich deshalb an den Staatsrath in Zürich gewendet. Diese edeln Herrn aber hatten nicht Herz genug, dem ferneren Schicksal Weitlings und den Wünschen seiner Freunde die geringste Rücksicht zu schenken. Das Einzige, was sie thaten, war ihm zu erklären, „man werde ihn (gegen seinen Wunsch) auf dem nächsten Weg über die deutsche Grenze bringen.“

Als die Freunde Weitlings von dieser Bosheit und Barbarei am Nachmittag des Himmelfahrtstages Kunde erhielten, machten sie sich sogleich auf den Weg nach Zürich, um ihrem geliebten Bruder — koste es was es

wolle — noch einmal — etwa auf seinem Weg nach der deutschen Grenze — freundlich zu begegnen. Schon am Vormittag des 21. langten sie in Zürich an. Sie erkundigten sich sogleich nochmals nach den Absichten, die der Staatsrath mit ihm vorhaben mochte. Man versicherte sie — angeblich aus guter Quelle — daß es sich hier keineswegs um eine durch das Fremdengesetz verbotene Auslieferung, sondern nur um eine einfache Ausweisung handle; man werde, hieß es, „den Weitling auf dem nächsten Weg an die deutsche Grenze liefern und ihn dort seinem Schicksal überlassen.“

Bei dieser Versicherung konnten sich natürlich diese Freunde nicht beruhigen; „das ist ja fast so breit wie lang“ mußten sie denken. Im Augenblick indessen, als man ihnen diese trügerische Hoffnung gab, hatte Weitling schon die deutsche Grenze passiert.

Die Bewohner der Pinte, d. h. des Gasthauses das dem Gefängniß schräg gegenüber liegt, haben folgendes ausgesagt, und diese Aussagen sind durch eine Menge anderer Augen- und Ohrenzeugen bestätigt worden.

Am 21. in aller Früh, Morgens 3 Uhr, wurden die Anwohner des Arresthauses durch ein von der Straße kommendes Geschrei aus dem Schlaf geweckt. „Helft mir! rief es, ich bin Weitling; helft mir! Man will mich an die deutsche Polizei ausliefern!“ Die Leute, die ans Fenster eilten, sahen einen Menschen auf dem Boden liegen, welchen zum Gehen zu bringen, die wegen ihrer Rohheit berühmten Züricher Gendarmen durch kein Mittel, weder durch Fußtritte, noch durch Kolbenstöße, in Stande waren. Weitling wurde in's Gefängniß zurückgebracht. Sein Hülfesruf verstummt bald. Man hörte nur noch ein klägliches Wimmern und das Klatschen eines Züchtigungsinstrumentes. Man hatte dem Opfer der Gerechtigkeit den Mund mit einem Taschentuch verstopft! Unterdessen war eine Kutsche vor dem „Stockhaus“ angelangt; den Mund verstopft und an Händen und Füßen „geknebelt“ wurde Weitling in den verschlossenen Wagen geschleppt. Er drückte die Wagenfenster ein — allein Alles war vergebens, der Wagen rollte fort.

Sobald die waadtländischen Kommunisten Kunde von dieser Geschichte erhalten, eilten sie noch in der Nacht über Egisau in das badische Gebiet, in der Hoffnung ihren Freund dort zu begegnen. Von dort aus wäre es dann leicht gewesen, ihn in kürzester Frist in den menschlicher gesinnten Kanton Aargau zu bringen; die ersten badischen Grenzorte liegen außerhalb des Zollgebiets und sind daher entböst von Gendarmen und Zollbeamten.

Das mochten Dr. Bluntschli und seine Gesellen aber gerade gefürchtet haben; dem Weitling sollte sein Entkommen nach Amerika nicht nur erschwert werden, sondern es mußte überdies ein Mitschuldiger der ungroßmüthigen Rache der Mächtigen gegen den Schwachen gesucht werden. Deshalb hatte man den Weitling auf einen Umweg den postbürgerlichen Schaffhäusern überliefert, und diese, durch kein Fremdengesetz gebunden, hatten ihn sofort bei dem badischen Dorfe Engen, auf der Straße nach Duttlingen gelegen, seinem Schicksal überlassen, das ihn richtig in die Hände der deutschen Polizei geliefert hat. Ich weiß nicht, ob die dortige Polizeibehörde etwa durch die Bluntschlianer von der Ankunft des Gefangenen in Kenntniß gesetzt worden — noch auch, ob er durch badische Gendarmen an die württembergischen übergeben worden ist. Soviel aber ist gewiß, daß sich Weitling vor vierzehn Tagen noch im Gefängniß in Stuttgart befand\*).

Und was sagen die radikalen Zöpfe, frage ich abermals, was sagen sie zu all' diesen Erbärmlichkeiten? Nichts! Der Züricher „Republikaner“ hat die oben mitgetheilten Facten kurz erwähnt und zwei Winkelblätter derselben Farbe haben sie nachgedruckt. Sonst hat kein Hahn nach Weitling gekräht. Selbst die täglich erscheinende „Neue Züricher Zeitung,“ die doch sonst Raum für alle schweizerischen und europäischen Nichtigkeiten hat, gedenkt dieser Geschichte mit „keinem Wort.“ Wie dürften auch diese Partheiblätter wagen den Namen eines armen Schneidergesellen zu nennen, der die Täuschungen und

\*) Seine späteren Schicksale und seine endliche Befreiung sind nun bekannt.

Lügen der sogenannten „republikanischen Freiheit“ so unbarmherzig aufgedeckt hat? Zudem war er ein Deutscher, das heißt auf schweizerisch: ein Ausländer. Wehe ihm!

(Schluß folgt.)

Herr Redakteur!

Ich muß Sie bitten in Ihrer Zeitung die drei Niederträchtigkeiten zu constatiren, welche allein in den letzten vierzehn Tagen hier wohnende Deutsche an ihren Landesleuten öffentlich begangen haben. Den Commentar dazu mögen die betreffenden Delinquenten in der „Allg. Augsburger Zeitung“ oder einer andern von ihnen bedienten Klotze niederlegen.

1) Ein Deutscher beging die Niederträchtigkeit, der „Revue de Paris“ die falsche Angabe zu machen, die Redaktoren des „Vorwärts“ wären gegen Frankreich feindselig gesinnt. Er wollte sie bei dem französischen Volke denunciren, und da er hiezu in dem Charakter und den Äußerungen jener Männer keinen Grund fand, mußte er lügen.

2) Ein Deutscher beging die Niederträchtigkeit in dem französischen Methodistenblatte der „Esperance,“ die Tendenz des „Vorwärts“ bei denjenigen französischen Zeitungen zu denunciren, welche so großherzig das deutsche Blatt in Schutz nahmen.

3) Ein Deutscher, ein Mitarbeiter der legitimistischen „la France,“ beging die Niederträchtigkeit, im „Globe,“ einem dynastisch-conservativen Blatte, das „Vorwärts“ bei der bestehenden Regierung wegen Communismus und Atheismus zu denunciren. Herr A. v. Bornstedt's Name dient dieser Denunciation als Stigma.

Was den Werth dieser drei Niederträchtigkeiten noch erhöht, ist daß sie ohne alle Provocation, ohne alle Gründe beleidigten Ehrgefühls oder persönlicher Gereiztheit, ganz spontan aus des Herzens tiefster angeborner Schlechtigkeit und Verwahrlosung in einem Augenblicke hervorquollen, wo die äußere Stellung der Denuncirten die höchste Discretion erheischt, wo jedes unüberlegte Wort ihre Lage verschlimmern kann.

Ich bin begierig ob und wie eine gewisse hier vegetirende deutsche Menschenklasse sich rechtfertigen könnte, wenn sie bei dem Urtheilspruche zugegen gewesen wäre, den gestern Abend ein berühmter französischer Publicist in meiner Gegenwart gegen sie erließ: « Monsieur, malheureusement tout ce que vous dites n'est que trop vrai. Ces hommes sont ce qu'il y a de plus canaille à Paris.

Ich bin mit aller Achtung

Paris am 12. Okt. 1844.

Ihr ergebenster  
F. C. Bernays.

## Deutsche Wirthschaft,

gehalten von

J. B. Gaisser.

Am Montag, Donnerstag, Sonnabend und Sonntag  
musikalische Abendunterhaltung.

Rue de l'Arbre-Sec, 46.

## Billiger französischer Unterricht

für Deutsche

im Sprechen und Schreiben

wird erteilt, rue des Fossés-Saint-Germain-l'Auxerrois, n. 11, täglich von 8 bis 9 und von 9 bis 10 Uhr Abends, monatlich 4 Francs. — Für Schüler die allein Unterricht zu haben wünschen, kostet der Monat 10 Fr.; von zwei Schülern einem jeden 6 Francs.

Redacteur: Heinrich Börnstein.

Druck mit Schnellpresse von Paul Renouart,  
rue Garancière, 5.